



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Das Vaudeville und die Kammer. — Guizot als Robert der Teufel. — Französische Backhändler. — Was der Bundestag von einem Kinderballet zu fürchten hat. — Madame Weiß als Hochverrättherin. — Der Ball bei Rothschild. — Die Wiener in Paris. — Die alten Zeiten lehren wieder. — Hamlet und die Legitimisten. — Ein Lübecker als Held eines Mystère de Paris. — Motlière. — Professor und Stiefelpugger. —

Mehr als ein Duzend neuer Vaudevilles und Dramen sind seit dem neuen Jahre an den verschiedenen Theatern hier aufgeführt worden: keins aber ist so dumm, so nichts sagend, so langweilig wie das miserable Vaudeville in der Kammer, wo Molé, Thiers, St. Marc Girardin und ein ganzes Chor anderer Komödianten die abgeschmacktesten Couplets singen mit demselben Refrain: Maroco, Pritchard, Pritchard, Maroco! Wäre nur irgend ein Prinzip, eine Fortschrittsidee, ein einziges mit der Geschichte der Zeit, mit der Zukunft oder Vergangenheit der Nation — der Menschheit will ich gar nicht sagen — zusammenhängendes Haar daran, noch so dünn, noch so schwach, so würde man der Opposition, der Coalition oder sonst einer Sorte Zion mit beiden Händen zuklatschen, daß sie uns von diesem ewigen Guizot, von diesem Stundenzeiger, der noch immer auf die Zwanziger Jahre hinweist, befreien will. Aber mit diesen hohlen Zuckerröhren bläst man keinen Mann weg, der wenigstens das Verdienst hat, ein ehrlicher zu sein. In die Mitte dieses ganzen Höllenchors tritt Guizot wie Robert der Teufel mit seinem grünen Friedenszweig und singt: Sollte ich wegen einer lumpigen Entschädigung von 25,000 Franken, die dieser Pritchard bekommt, einen Krieg mit England beginnen lassen? Und siehe, diese einfache Arie zerstreut den ganzen Teufelspuk. Guizot-Robert singt im Turnier, der Vorhang fällt und ein ganzes Jahr geht wieder vorüber, während dessen Frankreich abermals in demselben Gleise

fortlaufen wird, ohne an eine Verbesserung seiner socialen Zustände, an eine Erweiterung seiner politischen Volksbildung, an ein geistiges Vorwärts zu denken. Frankreich ist ja glücklich! Die Hühner stecken ja wieder im Topfe wie zu den Zeiten des guten vierten Heinrich's und was hat die Menschheit Höheres zu thun als Hühner zu fressen? Bald wird Frankreich diese sogar gebacken zurichten wie die Oesterreicher, es wird sich vielleicht bis zu der Eldoradohöhe des Gouvernement paternel hinaufschwingen und Schiller's Motto als Devise in sein Wappenschild unter seinen Hahn schreiben: Immer ist's Sonntag etc. Vive la Charte, Guizot ou la mort!

Wien ist überhaupt hier jetzt sehr in der Mode. Die sechsunddreißig kleinen Wienerinnen, welche unter der Leitung der Madame Weiß hier in der großen Oper ihre Schmetterlingstänze aufführen, verrücken den Parisern die Köpfe. Man spricht von Nichts als von den kleinen deutschen Kindern, man bedauert sie, man bewundert ihr Geschick, ihre Geduld. Ach wenn man erst wüßte, wie die großen deutschen Kinder zu bedauern und zu bewundern sind! Oder sind diese 36 Kinder vielleicht symbolische Figuren? Mystische Repräsentanten des einigen Deutschlands mit seinen 36 Bundesstimmen? Ha, welche Idee! Man hat Schwierigkeiten gemacht, Mad. Weiß ihren Paß hieher zu visiren — wenn Madame Weiß vielleicht hochverrätherisch die Geheimnisse der Bundestagsbeschlüsse durch die arglosen Füßchen ihrer unschuldigen Truppe vor den Augen Frankreichs telegraphirte? Die Franzosen verstehen sich auf Tanzkunst und wissen diese Fuß-Schiffen zu enträthseln, ohne daß die dabei stehenden Gesandten Oesterreichs und Preußens das Mindeste merken! Es wäre fürchterlich! Ja, je mehr ich daran denke, desto größer wird meine Ueberzeugung, die kleine fünfjährige Adele und die sechsjährige Ida, die jetzt ihre Händchen ausstrecken und in die Höhe sich schwingen wollen, ist dies nicht das Fürstenthum Schwarzenburg und das Fürstenthum Sigmaringen, welche das Prädicat Hoheit gleichfalls beanspruchen? Und dort die zwölfjährige Nanni und die eilfjährige Betty, deren ausgeübter schlanker Körper die ganze Gruppe dominirt, ist das nicht offenbar Oesterreich und Preußen? Doch nein, wo wäre in Deutschland diese Harmonie, dieses Ineinanderfugen, diese gleichmäßigen Bewegungen, diese Einheit des regulirenden Gesetzes? Und vor Allem, wo ist diese centralisirende Idee, Madame Weiß genannt, diese Weisheit, welche über das Ganze wacht, so daß selbst die centralisirten Franzosen Respect haben? Ja wenn Madame Weiß bereits in St. Petersburg gewesen wäre, dann würden wir diese Symbolik begreifen, diesen einigen Willen, diese starke Seele so vieler Kleinen — so aber kann Madame Weiß kein Symbol sein, und sie ist offenbar Nichts als ein gewöhnliches Weib aus der Josephstadt in Wien, die aus diesem Kindersklavenhandel ein enormes Einkommen zieht.

Doch ich wollte ja sagen, warum Wien hier Mode wird. Also erstens durch das Feenballet der sechsunddreißig Schmetterlinge; zweitens durch einige Clavierspieler, von denen die Herren Mayer und Schulhof die Lions sind; drittens durch den großen Ball des Grafen Apony, von dem Paris volle acht Tage gesprochen und viertens hauptsächlich durch die große Zahl reicher Lebemänner, die das Gouvernement constitutionel auf einen oder zwei Winter — wenn nicht für immer — für das Gouvernement paternell eintauschen wollen, und da diese guten Wiener überall sich herum treiben, so scheint ihre Zahl durch ihre Beweglichkeit verzehnfacht. Ob sie etwas mehr als eine gründliche Kenntniß der Quadrille und des Speiszettels der *frères provençaux* und des *Café de Paris* mit nach Hause bringen werden? Genug sie tanzen und essen und sind unter den Deutschen die beliebteste Sorte. Ich fand neulich auf einem Balle bei Mad. Rothschild (darf der Correspondent eines liberalen Blattes einen Rothschildischen Ball besuchen?) einen ganzen Schwarm meiner Landsleute mit so behaglichen Gesichtern, sie schienen an dieser echt pariserischen Mischung der Gesellschaft, wo königliche Prinzen und Stockjobbers, Diplomaten und Industrielle sich berühren, so viel Geschmack zu finden, der wahrhaft geistvolle Luxus dieser Salons schien sie so hinzureißen, daß ich gern gefragt hätte — ist es denn wahr, daß es holt nur a Kaiserstadt, holt nur a Wien gibt?

Eine reiche hübsche Wittve, Madame E. W....r, die in Wien kaum zu dem Bürgerstande gezählt werden kann, weil sie dem auswählten, aber unemancipirten Volke Gottes angehört, tanzte mit dem Herzog von Montpensier in einer und derselben Quadrille und ihre Augen leuchteten dergestalt, daß ich nicht das Herz hatte, durch eine solche Frage sie aus ihren Illusionen zu stören. — In der Neujahrsnacht haben fünfzig Wiener Gentlemen bei Berron einen „Wiener Ball“ gegeben, wobei der eingeladenen Dame beim Eintritt ein Loos, um in der Tombola zu spielen, überreicht wurde. Keins dieser Loose konnte eine Niete ziehen und es handelte sich nur darum, wer ein größeres und prachtvolleres Album, Gemälde u. gewann. Ist das nicht galant? — Die Ballsucht ist übrigens seit der Julirevolution in keinem Winter so groß gewesen als in diesem, wo Louis Philipp und der Herzog von Nemours das Signal dazu gegeben haben. Wenn man von den Schauspielen, Soireen und Maskenbällen, die diesen Winter in den Tuileries und dem Pavillon Marsan statt finden, liest (denn dahin kommt allerdings kein Correspondent eines deutschen Blattes — da mit Ausnahme eines einzigen Mitarbeiters des Journal des Debats, auch nicht ein Einziger aus der ganzen hiesigen Journalistik geladen war, was Viele sehr ärgerte) so glaubt man sich in die seligen Zeiten Ludwig's XV. und Marie Antoinette's zurückversetzt. Herr Guizot, der mit blassem Angesichte und erschlafften Ner-

ven Abends in den königlichen Ballsalons sich erholen soll von den Kämpfen des heißen Tages in der Kammer, weiß allein zu erzählen, was für ein Unterschied in der Stellung eines Ministers zwischen Einst und Jetzt statt findet. Die englische Schauspielertruppe hat in den Tuilerien bereits drei Vorstellungen gegeben: Hamlet, Othello, Macbeth, Heinrich IV. und Romeo und Julie. Die legitimistischen Journale, die auch die kleinste Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ihrer Galle Luft zu machen, vergleichen den jungen Herzog von Bordeaux mit Hamlet und sind so unverschämt zu fragen: Was hat man in der königlichen Loge bei der Stelle sich gedacht, wo der Geist des alten Königs ausruft: O Hamlet, die Schlange, die mir das Leben nahm, trägt jetzt meine Krone! — In Deutschland würde eine solche Phrase, im Herzogthum Altenburg gedruckt, eine Censurverschärfung in allen Bundesstaaten nach sich ziehen. Hier hält man es nicht mehr der Mühe werth, einen Proceß darüber zu machen.

Ein kleines Mystère de Paris. Das hiesige Banquierhaus Königswarter erhielt aus Lübeck 26,000 Fres. angewiesen, um sie dem Sohn eines reichen Lübecker Senators, der hier in Verlegenheiten gerathen, auszahlten. Dieser, ein sehr junger Mann, weist jedoch die Summe zurück mit der Bemerkung, daß er sie nicht mehr nöthig habe. Er erzählt hierauf den Hergang. Er war von Havre nach Paris gereist und hatte unterwegs die Bekanntschaft eines sehr lebenswürdigen eleganten Franzosen gemacht, der ihm in Paris ein Hôtel als ganz besonders bequem empfohlen hatte und in welchem der junge Deutsche auch wirklich abstieg. Es war sechs Uhr Abends und man setzte sich gerade an die Table d'hôte. Was hierauf mit ihm voring, weiß er sich nicht mehr genau zu erinnern; als er des andern Tags aus dem Bette stieg, hatte er bloß einen unendlichen Kagenjammer und die vague Erinnerung, daß er bei Nacht getrunken und gespielt. Einen Tag später wurde ihm ein Wechsel im Betrag der obigen Summe präsentiert. Er weigerte sich, diese zu zahlen, und wendete sich an die Polizei, welche — da das Haus als eine Spielhölle längst im Verdacht steht — die Wirthin verhaften ließ. Diese jedoch behauptete, Nichts von dem zu wissen, was in den obern Zimmern zwischen ihren Gästen vorgeht, und da der junge Lübecker nicht beweisen konnte, daß falsch gespielt wurde, so konnte man ihm nicht weiter helfen. Er hatte sich sogleich an ein ihm bekanntes Handlungshaus wenden müssen, um nicht selbst in's Schuldgefängniß zu gerathen. — Die Summe, die seine Verwandten ihm jetzt schicken, wäre zu spät gekommen und konnte daher wieder zurück geschickt werden. Haec fabula docet u. s. w. —

Da Molière durch das Gukow'sche Stück in Deutschland eine beliebte Theaterfigur geworden zu sein scheint, so möchte ich die Bühnen auf ein hübsches dreiactiges Lustspiel aufmerksam machen, das ich

im Odeon gesehen und welches den Titel führt: *Un bouquet à Molière*. Es ist sehr amusant — Molière's Vater will seinen Sohn von der Theaterlaufbahn abhalten, was ihm jedoch mißlingt; hübsche Scenen und piquanter Dialog. Der Verfasser heißt Commerson und man erzählt von ihm selbst folgende factische Anekdote. Commerson — bereits ein ältlicher Mann — war zur Zeit der Restauration Professor an der Universität, wurde aber wegen antijesuitischer Vorträge abgesetzt. Am andern Tage nach seiner Absetzung fand man ihn mit einer Schürze um den Leib und einer Bürste in der Hand vor dem Eingang des Universitätssaales, um, brodblos wie er geworden — sagte er — jetzt die Stiefel den Studenten zu wischen, die er gestern in der Wissenschaft unterrichtet. Dieser trozige Scandal veranlaßte die Regierung, ihm eine andere Stelle zu geben.

II.

Aus Berlin.

I.

Neue Gerüchte von einem preussischen Constitutionsproject.

Es ist entschieden: wir bekommen eine Verfassung! Und so wollen auch wir denn bekennen, daß wir, als wir noch vor einigen Wochen in diesen Blättern die in französischen Zeitungen enthaltene Nachricht von der den preussischen Landen bevorstehenden Constitution für eine Fabel erklärten, in einem Irrthume uns befanden, den freilich alle Welt hier mit uns getheilt hat. Ja, nicht blos in Paris, sondern auch in Madrid war man früher davon unterrichtet als hier! Sind doch hier Briefe vom Grafen Bresson, dem jetzigen Vorschafter Frankreichs bei der Königin Isabella, eingegangen, worin dieser dem Lande, in welchem er seinen Souverain früher vertrat, Glück dazu wünscht, daß es endlich auch in politischer Hinsicht den Fortschrittsstaaten Europas sich anschließe. Aber was werden die beiden alten grämlichen Frau Basen dazu sagen, deren Liebe und Freundschaft der verstorbene Landesvater in seinem Testament uns empfohlen hat? Nun, hoffentlich werden sie uns nachfolgen, oder wenn es ihnen in unserer Gesellschaft nicht mehr gefällt, — was wir jedoch von Seite der ehelichen deutschen Base weder hoffen noch wünschen — sich ganz und gar dem Osten zuwenden, dem sie mit ihren Institutionen und Strebungen ohnedies mehr angehören, als dem von der Sonne des 19. Jahrhunderts erleuchteten Occident.

Also eine Verfassung, und zwar keine solche, von der das Pariser Charivari sagte, Meyerbeer sollte sie componiren, Dieß den Text dazu schreiben und da Beide es ablehnten, so habe endlich Schelling die Constitution geliefert, deren erster Paragraph also lautete: §. 1. „Das Concrete ist abgeschafft.“ Wir hoffen vielmehr, sie werde ge-

weise Begriffe, die wir, wie Pressfreiheit, öffentliche und mündliche Rechtspflege, Steuerbewilligungsrecht und Reichsstände, bisher nur als Abstracta kannten, zur concreten Erscheinung unter uns bringen. Freilich kann man in Bezug auf alle diese Dinge nur Hoffnungen und Vermuthungen hegen, und wer weiß, ob sie nicht alle getäuscht werden, aber es ist doch schon erfreulich, hoffen zu können, während man seit 1841 auch die Hoffnungen bereits aufgegeben hatte.

Der König, der, wie es heißt, im Staatsministerium auf bedeutenden Widerspruch stieß, soll das Verfassungsgesetz selbst ausgearbeitet haben und dieses, wird hinzugefügt, soll den nächstens zusammentretenden Provinziallandtagen vorgelegt werden. Auch der Prinz von Preußen, der dem Throne zunächst steht, soll mit dem Verfassungsproject nicht einverstanden sein; da der Prinz jedoch ein Ehrenmann ist und seinem ganzen Charakter nach keine Aehnlichkeit mit einem gewissen früheren Agnaten eines andern Königshauses hat, so ist auch von ihm nicht zu besorgen, daß er bei der Gelangung zum Throne nur die eigenen Ansichten befragen und ein von seinem Bruder ertheiltes Gesetz, das dem Lande lieb geworden, wieder aufheben werde.

Täuschen die hier verbreiteten Gerüchte nicht, so sollen bereits im Herbst dieses Jahres die ständischen Vertreter der Monarchie hier zusammenkommen. Wäre dies wirklich der Fall und würde durch die neue Verfassung die bürgerliche Freiheit in Preußen zur vollen Wahrheit, dann hätte wohl ganz Deutschland das Jahr 1845 als eine neue Aera zu betrachten, als eine Aera, von welcher das deutsche Volkes Gleichstellung mit den mächtigsten und freiesten Nationen Europas datirte!

Iustus.

2.

Probst Jöllner und die Correspondenten. — Die beiden Grimm. — Politischer Lakt der Berliner. — Zweierlei Politiker. — Volksstimmung. — Jenny Lind, Wilhelm Kunst und der Balletmeister Taglioni. — Die orthographischen Fehler Friedrich's des Großen. —

Der Zweck dieser Briefe aus Berlin, die ich einer freundlichen Aufforderung des Herrn Redacteurs zufolge, für die „Grenzboten“ beginne, soll keinesweges der sein: einen Total-Ueberblick für die Leser auf berlinische Zustände und Ereignisse zu eröffnen, sondern im Gegentheil, ich will darin Nichts als bestrebt sein, einzelne Momente, die mich interessiren und über die ich glaube im Stande zu sein, etwas nicht ganz Unrichtiges zu sagen, beliebig herauszuheben und zum Gegenstande meiner Besprechung zu machen. Meine Correspondenzen werden auf diese Weise eigentlich Nichts anderes, als gesammelte Eindrücke sein, die ich mich bemüht erweisen will, darin zu fixiren.

Es darf daher Niemanden wundern, wenn er Dinge und Ereignis-

nisse von mir mit Stillschweigen übergangen sieht, die von andern Seiten her mit großen Acclamationen aufgenommen worden, ebenso wenig, als es Jemand in Erstaunen versetzen kann, wenn er gewahrt, daß ich über Gegenstände schreibe, die von Andern wenig oder gar nicht in Betracht gezogen sind.

Wir scheint, daß die Leser durch eine solche Art von Correspondenzen mehr gewinnen, als sie im Stande sind dabei zu verlieren. Sie sehen eine originelle Anschauungsweise ihre Constructionen machen, ihre Gedanken, Ideen, Reflexionen bilden, die, wenn sie auch dann und wann einmal barock sein mögen, doch tausendmal besser sind, als die Wiederholungen von Neuigkeiten, welche den Lesern durch die politischen Blätter schon viel früher und zur Genüge hinterbracht worden sind. Diese Neuigkeiten können Einem schon dadurch zum Ekel werden, weil fast Jeder, der sie berichtet, die Gelegenheit wahrnimmt, alle die abgenutzten Schlagwörter der Zeit, die er aufgegriffen und eingesammelt hat, auf einmal wieder loszuwerden. Diese Helden der Gelegenheit, die, wenn sie gegen eine politische Maus zu Felde ziehn, die ganze Rüstkammer der liberalen Phraseologie zu plündern pflegen, kommen mir wie der verstorbene berlinische Probst Böllner mit seiner Anekdote vom Schusse vor. Er konnte nur heiter sein, wenn er seine Anekdote vom Schusse erzählt hatte. Er war so lange in Todesangst in einer Gesellschaft, so lange er seine Anekdote nicht anzubringen vermochte. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle; er schnupfte nicht; der Schweiß stand ihm auf der Stirne; er konnte sich zuletzt nicht anders helfen, als daß er mit der Schnupstabsdose verstholener Weise auf den Tisch schlug: Ziel da nicht ein Schuß? Apropos Schuß! Da fällt mir ein u. s. w.

Die meisten Correspondenten machen es eben so. Es ist ihnen nicht möglich, eher zur Sache zu kommen, als bis sie diese eingesammelten abgegriffnen Redensarten, auf welche die herrschende Gegenwart ihren Stempel gedrückt hat, haben loswerden können. Sie befeizigen sich daher eines ähnlichen Kunstgriffes, wie Probst Böllner; verstholener Weise schlagen sie mit ihren Gedanken an die Handlungsweise eines Charakters und fragen: War das nicht Gesinnung? Apropos Gesinnung. Da fällt mir ein u. s. w.

Es wäre sehr schön, wenn die Gesinnung als solche einen so großen Werth, eine so wichtige Bedeutung für sie hätte, daß sie sie deswegen fortwährend im Munde führten; aber sie ist ihnen im Gegentheil Nichts, als der Anknüpfungspunkt für ihr Phrasenwerk. Wir würden uns täuschen, wenn wir Deutsche uns einbilden wollten, die Gesinnung sei bei uns in eben dem Grade eine Nothwendigkeit geworden, als sie uns ein Bedürfnis ist. In Deutschland stehen wir erst an der Schwelle dieser Nothwendigkeit. Wir desavouiren noch Niemanden, der keine Gesinnung annehmen will, sondern höchstens

nur Jemanden, der eine von sich wirft. Der Skandal einer Gesinnung erst ist im Stande, Jemanden zu brandmarken; erst wenn er sich damit compromittirt, vermögen wir Deutschen es über uns zu bringen, ihm Widerwillen oder Verachtung an den Tag zu legen.

Berlin hat Beispiele davon aufzuweisen. Das nächstliegende haben uns die beiden Grimms in ihrem damaligen Benehmen gegen Hoffmann von Fallersleben dargeboten. Es ist aber allerdings schon ein gutes Zeichen, daß man anfängt, für dergleichen Gesinnungsdemonstrationen ein Gedächtniß zu behalten, denn es ist doch sehr bemerkbar, um wie viel unpopulärer und entfremdeter diese beiden Männer der deutschen Jugend seitdem geworden sind. Ich glaube, sie werden eine Geburtstagsfeier, wie die damalige, nicht mehr erleben. An ihrer, zu dieser Zeit abgegebenen Erklärung hat sich der schöne Enthusiasmus der akademischen Jugend für sie in Trümmer geschlagen, den nothdürftig zusammenzukitten vielleicht alle ihre literarischen und gelehrten Forschungen nicht mehr im Stande sein werden.

Ein gesunder Takt wird Berlin in dieser, wie überhaupt in politischen Angelegenheiten nicht abzulugnen sein. Wenn ich das Wort politisch gebraucht habe, so setze ich voraus, daß man es in seiner weitesten, nicht in seiner strengsten Bedeutung nimmt, weil heut zu Tage Alles politisch ist, die Seehandlung, wie das Postporto, die Kirche wie das Theater, der Atheismus, wie der Pietismus. Dieser letztere ist hier sogar durch die Politik in Mode gekommen, so daß, was mich anbetrifft, ich nicht umhin kann, hinter jedem Pietisten einen großen Politiker zu vermuthen.

Die Politiker haben von je durch irgend etwas an ihrem Wesen eine Sympathie an den Tag gelegt, die sie wie einen großen zusammenhängenden Orden hat erscheinen lassen. Eine Zeitlang war es gäng und gäbe, daß die Politiker als Freigeister, als Libertins auftraten. Sie spielten Karten, verführten Weiber und dichteten schlüpfrige Chansons. Den lieben Herrgott sahen sie wie einen guten Nachbar an, bei dem man zu Gaste geht; dem man die Hand drückt vor Augen und hinter dem Rücken ein Schnippchen schlägt. Es war die Epoche Friedrich's des Großen und Voltaire's, die Epoche, in welcher Gott der Dämon sein sollte. Nachher emancipirten sich die preussischen Politiker von diesem französischen Einflusse, sie wurden echt deutsch, ritterlich und gottesfürchtig. Sie trugen schwarze Schnürröcke, Kanonenstiefel, Hemdkragen und langes Haar. Es war dies in der Zeit der sogenannten Freiheitskriege. Heut zu Tage sind sie pietistisch. Sie gehen mit dem Gesangbuch unter dem Arm und halten Betstunden. Sie werden fett und zeugen keine Kinder. Der Wahlspruch, den ein Politiker in einem Immermann'schen Lustspiele ausspricht, und der lautet: „Der Mensch muß mitunter die Wurst einer Pflicht nach der Speckseite eines Vortheils werfen, sonst

kommt er nicht durch diese Zeitlichkeit" scheint die große Moral zu sein, der die Politiker nachzuleben für gut erachten.

Hiermit aber wollte ich nur die Politiker *ex officio* bezeichnet und charakterisirt haben. Die Politiker des Volkes sind von allen diesen Dingen stets entfernt gewesen, und sind es heut zu Tage auch von dem Pietismus. Aber nicht davon allein, sondern noch von vielen andern Sachen. So z. B. von der Sympathie für Rußland und der Antipathie gegen Frankreich. Und darin, um auf einen früheren Ausspruch zurückzukommen, zeigt Berlin besonders jenen Takt, von dem ich weiter oben gesprochen habe. Nur die Regierung ist für Rußland, das Volk ist dagegen. Schon das Interesse, mit welchem das Buch von Gûstine über Rußland hier in Berlin aufgenommen wurde, ist ein Beweis davon. Die täglichen Äußerungen, wie man sie an öffentlichen Orten oder in Gesellschaften vernehmen kann, sind noch bei weitem schlagendere Belege.

Für Frankreich aber gibt sich immer mehr und mehr eine Hinnneigung zu erkennen, die ihre tiefsten Wurzeln in dem Interesse ausbreitet und verzweigt, das wir gegenwärtig anfangen an den segensreichen Entwicklungen der Industrie zu nehmen.

Es hat ordentlich etwas Rührendes, wenn man sieht, welche Theilnahme man hier für die Verhandlungen der zusammengetretenen Kammern in Paris zu finden vermag. Einestheils liegt darin die Hinnneigung für Frankreich deutlich genug an den Tag gebracht, andererseits aber spricht sich darin auch lebhaft die Sehnsucht aus, die man darnach empfindet, die preussische Nation in ähnlicher Art vertreten und zu ihrem Wohle arbeiten zu sehen. Diese Sehnsucht manifestiren jene Petitionen, die man für die diesjährigen Landtagsverhandlungen einzureichen beflissen ist, in keinem verminderten Grade. Auch in Berlin werden solche vorbereitet, eine darunter für Pressfreiheit und ein Pressgesetz.

Was die Berlinische Gesellschaft von Anfang dieses Jahres bis Ende Januars sonst noch bewegte und in Anspruch zu nehmen vermochte, ist geringfügiger Art. Einmal ist es Jenny Lind, ein andermal Wilhelm Kunst, endlich die Neuigkeit: daß der Balletmeister Taglioni die Concession für ein großes Theater erhalten, welches in der Säckerstraße erbaut und für die italienische Oper und das große Ballet ausschließlich eingerichtet werden soll.

Außerdem hat es hier in der gelehrten Welt einiges Aufsehen erregt, daß Ackermann, welcher beauftragt worden ist, die Werke Friedrich's des Großen in französischer Sprache gesammelt herauszugeben, dieselben in einer so fehlerhaften Weise hat drucken lassen, daß wahrscheinlich ein Umdruck nöthig sein wird. Er, der Herausgeber, hat sich eine eigne, funkelnelneue Orthographie erfunden, die nicht gültig betroffen wird, um so weniger, als neben dieser sich auch Irrthümer ein-

geschlichen, die allerdings unverzeihlich sind. So hat er „le grand electeur“ z. B. „le grand-electeur“ drucken lassen, so daß aus einem großen Kurfürsten ein Groß-Kurfürst geworden ist.

Ueber die Verhandlungen in dem Verein zur Hebung der unteren Volksklassen ist von andern Seiten her für die Grenzboten berichtet worden, so daß ich dieses Kapitel hier füglich übergehen kann.

Feodor Wehl.

III.

A u s W i e n.

Associationsgeist; Akademie der Wissenschaften; Verein zur Besserung entlassener Sträflinge. — Die Mäßigkeitsvereine, der Clerus und die Finanzen. — Der verstorbene Prinz von Nassau und Erzherzog Karl. — Kanalprojekt von Küstendische nach Czernawoda; Oesterreich gegen Rußland. — Die industrielle Agitation in Ungarn. — Tumulte in Pesth. —

Der Geist der Association bricht sich immer mehr und mehr bei uns Bahn, und wenn die Erscheinungen, welche er vor der Hand in's Leben ruft, auch nicht eben epochemachend sind, so gereichen sie gleichwohl der innern Triebkraft des Volksbewußtseins zur Ehre. Sie wissen, wie ängstlich man hier die geistigen Bewegungen überwacht, und wie ungern man den selbstthätigen Entschlüssen des Bürgers einen freien Spielraum gewährt. Auch hierin haben die materiellen Interessen die Bahn gebrochen, und es wurden zuerst die gewerblichen Vereine concessionirt, da man sich mit der Aussicht trösten mochte, daß dieser Liberalismus goldne Früchte trage. Auch die Harnloseren unter den schönen Künsten wurden in ähnlicher Weise begnadigt, und während Maler und Tonkünstler sich in feste Gesellschaften vereinen durften und vollends die Actientheorie hilfreiche Unterstützung fand, wollte es mit der Akademie der Wissenschaften nicht recht vorwärts, und so oft auch in den Zeitungen das bedeutungsvolle: „Pst! jetzt kommt sie!“ erscholl, in der Wirklichkeit ist sie durch gar Nichts angekündigt worden. In der jüngsten Zeit trat auch ein Besserungsverein in's Leben, der sich der aus den Strafanstalten entlassenen Verbrecher annimmt, und somit scheint sich eine Emancipation der moralischen Tendenzen zu zeigen, welche fortan neben den materiellen das Vorrecht besitzen sollen, das Gestaltungsprinzip der Association in sich aufzunehmen. — Als einen neuen Beleg, wie das Associationsprinzip bei uns auf dem sittlichen Gebiete rasche Eroberungen mache, führen wir blos die blitzschnelle Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine in Schlesien und Galizien an, wo die Geistlichkeit so klug war, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Viele Tausende haben bereits das Gelübde der Mäßigkeit abgelegt und die Zahl der Mitglieder steigt mit jedem Tage. Es kann der katholischen Kirche nicht anders als sehr vortheilhaft sein, wenn sie ihren Einfluß durch

thätigen Eifer für die Ausbreitung einer so reinen Sache beim Volke verstärkt und dem Staate selbst kann durch den erhöhten Fleiß und die geläuterte Moralität der Einwohner kein Nachtheil entstehen, wohl aber selbst eine finanzielle Ersparniß in Bezug auf Gefängnißwesen, Gerichtskosten, Versorgungshäuser und Heilanstalten, was leicht entschädigen dürfte für den augenblicklichen Ausfall in den Grundsteuern, den die plötzliche Einstellung der Branntweinerzeugung nach sich führen kann. Darum muß man sich billig wundern über den langen Widerstand, der der Anerkennung dieser Vereinswirksamkeit von Seite der Behörden entgegengesetzt wurde; selbst die oberste Justizstelle ward über die Zulassung der Mäßigkeitsvereine in den kaiserlichen Staaten vernommen, welche diese Frage lediglich vom Standpunkte der Gesetzmäßigkeit auffassen konnte, während doch die Beurtheilung der eigentlichen Frage außerhalb der juristischen Sphäre liegt und ganz der höhern Administration zugehört, welche sie als ein Problem der Volkserziehung hinnehmen und lösen muß. Es scheint, daß nur die Anführerschaft des Clerus die Besorgnisse der Staatsverwaltung beschwichtigen konnte, welche sich nicht von der Furcht losmachen kann, jeder harmlose Verein könne insgeheim und unter Umständen zu politischen Zwecken mißbraucht werden und der Concessionsbrief blos dazu dienen, ein gefährliches Parteigetriebe zu bedecken. Daß die Wirkungen der erwähnten Vereine bereits überall sichtbar hervortreten, darüber sind alle Stimmen einig und der Schreiber dieser Zeilen selbst war in der Lage, sich von der Wahrheit zu überzeugen, indem die zahlreich nach der Hauptstadt reisenden schlesischen Leinwandhändler, eine vor dem durch ihre Trinklust verrufene Kaste, jetzt wie umgewandelt sind.

Der nach langjährigen Leiden verstorbene Prinz von Nassau, der als Oberst aus der Armee geschieden, war einer der bekanntesten Lebermänner unserer nichts weniger als pietistischen Aristokratie und selbst die vielfach erprobte Kunst des Gräfenberger Wasserarztes konnte ihm das vergeudete Leben nicht erhalten, dem er mit 40 Jahren Lebewohl sagen mußte. Sein körperlicher Zustand war zuletzt so hinfällig, daß der Kammerdiener mehrere Stunden brauchte, um seinen Herrn in die Kleider zu bringen und ihm zwischen die wunden Beinen frische Baumwolle zu stecken. Der Prinz war der Schwager des Erzherzogs Karl, der bekanntlich eine Prinzessin von Nassau zur Gemahlin hatte, seit deren Tod er nicht wieder geheirathet. Man versichert, daß die Kasse des erlauchten Schwagers von dem stets geldbedürftigen Prinzen häufig in Anspruch genommen worden und der Hingang desselben den Erzherzog von einem hoffnungsvollen Schuldner befreit habe.

Sie haben ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen von den Kanalplänen, welche mit der Reise des Obersten Virago in der Türkei in Verbindung gebracht wurden, und der lautgeführten Polemik über die technische Ausführbarkeit eines Kunstflusses von Küstendsche nach Ezer-

nawoda, welche von dem Baron von Vinke, einem preussischen Offizier bestritten wird. Man hat schon die Bausumme genannt, welche zu der Realisirung des Projectes erforderlich wäre, und von der Bereitwilligkeit, womit man von Seite der österreichischen Regierung in dieses Vorhaben einzugehen geneigt sei. Aus guter Quelle kann ich Ihnen indeß die Versicherung ertheilen, daß dieses Kanalproject keineswegs zu Stande kommen wird, und die Sache lediglich als eine diplomatische Demonstration betrieben wurde, um Rußland zu nöthigen, die seit Jahren gegen alle Vertragspflicht versandeten Sulina-mündungen zu reinigen. Es waltet hier dasselbe Verhältniß wie in Betreff des Sundzolles in Preußen, und so wie man dort nicht daran denkt, kostspielige Kanalbauten zu unternehmen, sobald man die dänische Regierung dahin bewegen kann, ihrem historischen Rechte auf die Börse anderer Seefahrer in gütlicher Weise zu entsagen, eben so wenig denkt man hier daran Landdurchstiche zu bewerkstelligen, so lange man hoffen darf, mit der bloßen Miene des Willens denselben Zweck zu erreichen. Es ist wahr, Oberst Virago hat die Donau mehr im Auftrage des Hofkriegsrathes und zu militärischen Zwecken bereift, allein eine merkantil-politische Mission lag darum nicht weniger im Sinn seiner Fahrt. Die Donau dürfte bei der Lösung der orientalischen Frage bald eine sehr wichtige militärische Rolle spielen, denn sie bildet die Grenze des russischen Reiches gegen die morsche Macht der Osmanen, und bei einem Angriff der Russen liegt viel daran, diesen großen Strom als Operationsbasis zu gewinnen. Dazu aber ist es nöthig sein Bett zu kennen, sein Hochwasser zu studiren und genaue Karten und Messungen von den Ufern zu besitzen. Das Portefeuille des Obersten Virago und der ihn begleitenden Offiziere ist sicher nicht leer geblieben; auch das zu Titul an der Donau am Einfluß der Theiß garnisonirende Tschailistenbataillon mit seiner Flußflotille soll vermehrte Berücksichtigung finden und eine neue Organisation erhalten. Es wäre überhaupt der Mühe werth, der deutschen Lesewelt die im Süden Ungarns angehäuften Streitmittel zu schildern, damit sich diese selbst eine Meinung bilden könne über den Ausgang des unvermeidlichen Zusammenstoßes Oesterreichs und Rußlands auf dem türkischen Wahlplatze; nur wenige wissen etwas von der Donauflotte und von den kriegerischen Colonisten an der türkischen Grenze, welche jetzt aufgehört haben die Pest abzuwehren, sondern vielmehr die Vorposten der Civilisation gegen die moskowitische Macht und Barbarei geworden sind, die mit scharfem Blick den verdächtigen Bewegungen des Gegners folgen, wenn sie sich auch noch nicht von der Stelle gerührt haben. Die Geschichte der Donauflotte steigt mehrere Jahrhunderte hinauf, und bereits bei den beiden Belagerungen Wiens durch die Türken agirten die Geschwader dieser Binnenslotte mit, und es sind wahrlich nicht die letzten unter den ruhmwürdigen Thaten je-

ner Zeit, die auf diesen hölzernen Mauern vollbracht wurden. Man darf es nicht verschweigen, daß jene politischen Heilsheer, welche immerdar glauben, Oesterreich überliefere sich ganz und gar dem Strom russischer Entwürfe und ziehe nicht die Möglichkeit nothwendigen Kampfes in Betracht, im Irrthum befangen sind. Sie sehen bloß die lauten Handlungen und bemerken die stillen Vorbereitungen nicht, die dieser Voraussicht zu Ehren getroffen werden. So bereisten im vergangenen Sommer mehrere Generalstabsoffiziere das Königreich Ungarn, um die Communicationsmittel des Landes zu studiren und namentlich den Zustand der Straßen in allen Jahreszeiten und die Subsistenzfähigkeit der verschiedenen Gegenden kennen zu lernen, lauter Notizen, die zur Kriegsführung unumgänglich sind. Man sieht daraus, daß die Regierung Ungarn für das künftige Schlachtfeld hält, und da sie Galizien ohne Festung läßt und bloß den durch die Karpathen nach Ungarn führenden Engpaß Dukla befestigt hat, so kann man daraus gleichfalls interessante Schlüsse ziehen in Betreff der von ihr befolgten Politik; Galizien erscheint ihr durch den Russenhaß und eine Volkshebung hinlänglich gesichert, und wenn Umstände eintreten sollten, unter denen sich die Bedingungen dieser Annahme verwischen, so kann das Ergebnis derselben den Russen eben so wenig Vortheil bringen, als Oesterreich; ein gleichmäßiger Schaden ist eigentlich keiner.

Aus Ungarn laufen täglich besorglichere Nachrichten ein; die nationale Partei regt sich gewaltig und die industrielle Agitation macht reißende Fortschritte. Der Schutzverein war bloß eine negative Bestrebung, die leicht in's Ziellose verlaufen konnte, da ihr kein naheliegender Zweck vorschwebte. Nun hat er aber auch eine positive Gestalt gewonnen, indem er einen Ableger, den Fabriksverein erzeugte, der sich mit den industriellen Köpfen in's Einvernehmen setzt und vorläufig ein Kapital von 1 Million Gulden aufbringen will, um den Unternehmungsgeist zu ermuntern und die leisen Regungen der ungarischen Fabrikation thatkräftig zu unterstützen. Während der Schutzverein von den Häuptern der radicalen Partei der Magnaten- und Ständetafel, dem Grafen Bathany und dem Journalisten Kossuth ausging, stellten sich an die Spitze des Fabriksvereins die ersten Beamten der ungarischen Krone, die Grafen Keglovich, Dessozky u. A., wodurch der Regierung wahrscheinlich die Garantie geboten werden soll, daß dieser Verein niemals den Geist der Mäßigung verläugnen und namentlich nicht zu einem Deckmantel für andere politische Tendenzen benützt werde. Bisher hat die industrielle Agitation in Ungarn den österreichischen Fabriken bloß geschadet, ohne dem Lande selbst zu nützen, denn wenn die erstern eine Stockung ihres ungarischen Absatzes erfahren und durch das Fallissement vieler Abnehmer in Pesth beträchtliche Summen einbüßen, droht den ungarischen Grundbesitzern selbst wieder ein naher Ausfall ihres Bodenertrages, da die Wollhändler Oester-

reichs nur geringe Bestellungen in Ungarn machen können, weil die Tuchfabriken Böhmens und Mährens in der sichern Erwartung, für dieses Jahr nur wenig Tücher dahin ausführen zu können, sehr geringen Bedarf haben und sich auf ihre Vorräthe stützen.

Inzwischen haben, wie die neuesten Privatbriefe melden, die aufgeregten Leidenschaften der brausenden Jugend in Pesth bereits zu sehr ernsthaften Vorfällen geführt, welche durch das Einschreiten der bewaffneten Macht geschlichtet werden mußten. Die Kaufleute befolgten nämlich aus Klugheit die leicht vorauszusehende Taktik, den vom Ausland bezogenen Waaren die Aufschrift „Rein vaterländisch“ aufzuhessen und machten anfangs mit Hilfe des patriotischen Fanatismus die glänzendsten Geschäfte. Doch bald kamen die Consumenten auf den Betrug und geriethen, von den Spottreden und höhnischen Stößen der deutschen Presse, welche ihnen unaufhörlich zurief, man gönne ihnen das unschuldige Vergnügen, sich für ein Fabrikvolk zu halten, aufgestachelt, gegen die Söhne Merkurs in Harnisch. Die Folge waren die Erstümmung und Plünderung mehrerer Kaufläden und die Verwundung vieler Tumultuanten, als zuletzt das Militär gegen diese merkantilische Emeute aufgeboden ward.

Von der Freieung. —

Aus M ü n c h e n.

Carneval. — Der Meggersprung. — Die historisch-politischen Blätter für Pressfreiheit und gegen das preussische Obergerichtsgericht. — Mozart's Idomeneo. — Antigone und Laube's Struensee. —

Der Carneval ist in München angekommen, das heißt, die Langleiße, die sich das ganze Jahr hindurch in unserer Stadt breit macht, hat jetzt die Maske vorgenommen, wir Münchner aber, die sie genau kennen, wir lassen uns durch diese Maske nicht täuschen, wir wagen es, trotz dieser quasi officiellen Lustigkeit zu gähnen, so recht aus vollem Herzen zu gähnen. Wir haben maskirte Akademien und Redouten, abonnierte Bälle und Künstlerbälle. Von einer Volksbelustigung aber, von einer Belustigung, wie sie die Städte am Rhein bieten, keine Spur. Für dergleichen Vergnügungen herrscht aber auch hier kein Sinn; die Bockhalle, das ist des Münchners Rathhalle. Die einzige unserer Carnevalsbelustigungen, an der das eigentliche Volk Antheil nimmt, ist der jeden Faschingsmontag wiederkehrende Meggersprung. An diesem Tage nämlich versammeln sich Nachmittags zwei Uhr im hiesigen Rathhause alle Lehrlinge der ehrsamten Meggerzunft und begeben sich von da aus, in Bärenselle gehüllt, auf den Schrankenplatz, woselbst sie von den Tausenden, die schon seit dem frühen Morgen den Platz füllen, mit donnerndem Jubel begrüßt werden. Sie springen hierauf in den sogenannten Fischbrunnen, der zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. Von diesem ihrem wässerigen Standpunkte aus

werfen diese Bärenhäuter Äpfel, Nüsse u. s. w. unter die Gassenjungen, die sich zu Hunderten um den Brunnen geschaart haben. Hat sich nun ein dichter Schwarm zusammengedrängt, um diese Früchte seines mehrstündigen Harrens zu genießen, so gießen die Metzger schefelweise das Wasser auf jenen Punkt, wo der Knäuel am dichtesten ist und die armen Jungen stauben wie vom Blitze getroffen auseinander. Die Frucht, von der sie genossen, scheint aber nicht vom Erkenntnißbaume gewesen zu sein, denn kaum sind sie auseinandergesprengt, so folgt von Seiten der Metzger eine neue Bescherung, von Neuem drängen sich die tropfenden Jungen hinzu, von Neuem werden sie begossen. Dieses ist die eigentliche Belustigung des Publicums und ein schallendes Gelächter desselben verkündet die jedesmalige Laufe der Gassenjungen. Diese Carnevalsbelustigung verdiente schon deshalb genauere Auseinandersetzung, weil man ihr wenigstens jene Trockenheit nicht zum Vorwurfe machen kann, an der unsere übrigen Festschmüßvergnügungen so sehr leiden. — Doch genug des Scherzes, jetzt zu etwas Ernsterem. — Die „historisch-politischen Blätter“ haben sich für Pressfreiheit erklärt. Sie können sich leicht vorstellen, daß diese Erklärung dahier, von Freunden und Gegnern der Pressfreiheit mit großem, wenn auch entgegengesetztem Interesse aufgenommen wurde. Man sieht ihr ordentlich die Wehen an, unter denen sie das Tageslicht begrüßte. Daß diese Erklärung von Seiten der historisch-politischen Blätter nicht aus Liebe zur freien Presse, sondern nur aus Unmuth, in Preußen verboten zu sein, hervorgegangen und gleichsam eine oratio pro domo sua ist, nimmt ihr Nichts von ihrer Wichtigkeit. Freilich bringt schon die neueste Nummer einen Artikel, in welchem dem pr. Obercensurgerichte wegen Freigebung des Kongeschen Briefes mit großem Aufwande von Sophistik Parteilichkeit zum Vorwurfe gemacht wird, aber auch er schließt mit den Worten; „Pressfreiheit sei auch unsere Lösung.“ Nun, wenn von dieser Seite die Pressfreiheit erkämpft wird, so wollen wir die „gute Presse“ als solche von ganzem Herzen anerkennen. — In unserm Theater wurde endlich die vielbesprochene Mozart'sche Oper „Idomeneo“ gegeben. Wahrlich, an diesem Abende feierte, trotz des Doppelsternes in der „Allgemeinen“, die Langeweile ihre Orgien. Wenn auch das Verdienst, dieses Werk des großen Meisters den Motten entrissen zu haben, alle Anerkennung verdient, so halten wir es doch für eine übelverstandene Pietät, das Stück mit seinen ursprünglichen Längen unverkürzt auf die Bretter gebracht zu haben. Ein anderes Stück, auf dem schon der Schutt von Jahrtausenden ruht, wird auch hier, so sagt man, zur Aufführung kommen: — die Antigone des Sophokles. Das Isarathen will in dieser Beziehung dem Spreeathen nicht nachstehen. Thiersch wird unser Rieck sein. — Laube's „Struensee“ wurde vor einigen Tagen zum Zweitenmale gegeben, bei übergroßem Hause und mit einem Beifalle,

dessen sich seit Jahren kein neueres Stück auf unserer Bühne zu erfreuen gehabt hat.

3..

V.

Herr Lewald und seine Polemik.

Das bisherige Treiben der Lewaldschen Europa war kürzlich in diesen Blättern einer strengen Kritik unterworfen worden. Wir wissen bis jetzt von keiner einzigen Stimme, die sich zur Vertheidigung des Herrn Lewald erhoben hätte — außer seiner eigenen. Aber sucht sich denn Herr Lewald selbst zu vertheidigen? Ganz und gar nicht; wozu auch? Haben wir ihm doch bloß seine gesinnungslose Betriebsamkeit, seinen Stumpfsinn für alle höheren Interessen, seinen gänzlichen Mangel an literarischem Ehrgefühl vorgeworfen! Das sind Bagatellen, auf die ein Mann wie Lewald nur spöttisch den Mund verzieht. Literarisches Ehrgefühl?! — Chimäre! Höhere Interessen!? — Bah, mir werden Sie doch nicht weis machen wollen, daß es dergleichen gibt. Gesinnung? — Herr Lewald coquettirt damit, er ist beinahe stolz darauf, daß er keine Gesinnung hat; und er verhöhnt ganz offenherzig uns arme Gesinnungsarren, die wir's für unsere verfluchte Schuldigkeit halten, irgend einem Volksinteresse zu dienen. — In der That, nicht Ein Wort zu seiner Vertheidigung hat Herr Lewald vorgebracht; seine Entgegnung besteht darin, daß er den eigenen Schmutz seinem Gegner in's Gesicht wirft; da er sich nicht reinigen kann, möchte er seinen Gegner verunreinigen. Herr Lewald ist sehr heruntergekommen; wir erwiesen ihm die Ehre, ihn vom Standpunkt des Publicisten anzugreifen, und er antwortet im Tone des Herrn Wiest! — Wie soll man eine Polemik bezeichnen, die mit den Worten anfängt: „Wer kennt nicht den kleinen schönen J. Kuranda?“ — Bisher sprach man von einer schönen Literatur: dem Genie der Europa war es vorbehalten, der Kritik diese neue Bahn zu brechen; denn fortan wird eine würdigere Eintheilung in schöne und nicht schöne Literaten stattfinden. Irgend eine Art von Maßstab muß selbst Derjenige haben, der alle höhern Prinzipien verachtet, und für den Kammerdiener der Literatur wüßten wir allerdings kein angemesseneres Prinzip, als das von Herrn Lewald gewählte. Nur Eines sollte Herr Lewald nicht vergessen. Wir wissen, wie sehr ihm daran liegt, den Schein zu retten, die Dehors zu beachten. Der pffiffige Kammerdiener der Literatur wird doch für mehr gelten wollen, als er ist; wozu hätte er seine Pffiffigkeit? So viel gefällige Routine besitzt er schon und so viel Gutmüthigkeit gibt es noch unter deutschen Schriftstellern, daß er ein Paar Autoren von Namen und Gesinnung dahin bringt, mit ihren harmlosen

Erzeugnissen einmal in der Europa zu erscheinen. Arm in Arm mit diesen „Freunden“ — sie werden doch nicht so grausam sein, öffentlich gegen solche Vertraulichkeit zu protestiren — tritt er dann vor und sagt, innerlich lächelnd: Seht da habt Ihr auch Gesinnung; ich kann im Nothfall auch einen ehrbaren Salon machen. Aber Herr Lewald vergißt die Rücksichten, die er diesen Herren schuldig ist; der Wirth selbst stört sein eigen Spiel und fällt aus der Rolle. Wir wünschten — so sehr wir die Schwierigkeit der Sache einsehen — Lewald hätte einen jener Gönner und Freunde für sich antworten lassen. So aber hat er im eigenen Hause einen Skandal verführt, der den achtungswerthen Gästen, die jährlich ein Paar Mal seinen Salon beehren, nicht lieb sein wird.

Offen gestanden, so läppisch mir von jeher das Schriftstellertum des Herrn Lewald vorkam, so hätte ich doch eine männlichere Polemik von ihm erwartet. Hat der Jupiter von Baden-Baden keine stärkern Blitze für mein Lewaldläugnerisches, Europalästerliches Haupt? Oder glaubt er grade dadurch zu triumphiren, daß er einen Prinzipienstreit in einen trivialen und persönlichen verwandelt; daß er mich auf den Sumpfboden locken will, auf welchem die kleine Journalistik von ehem, zum Ergözen eines süßen Pöbels, ihre Capriolen sprang? Auf diesen Boden kann ich ihm allerdings nicht folgen; ich würde mich sogar schämen, eine solche Polemik nur veranlaßt und nicht lieber die kleinlichen Malicen der Europa im vorigen Jahr ruhig geduldet zu haben. Allein ich spreche hier nicht bloß in meinem, sondern auch im Namen einer besseren Journalistik, welche den Lewaldschen Fischweiberton längst in Acht und Bann gethan hat. Wir schreiben hier Niemandem Streben und Ehre vor; wir verlangen von Herrn Lewald keine hohen Grundsätze. Aber wenn der literarische Kammerdiener den aristokratischen Mentor machen will, wenn der Modemann, auf sein feines Glanzpapier und seine groben Begriffe pochend, seinen ungläubigen Hohn über jede bessere Bestrebung laut auszugießen wagt: so ist das ein Skandal, der auch den persönlich Unbetheiligten empören wird und nicht ungestraft hingehen darf.

Herr Lewald also ist noch vom ancien régime der deutschen Journalistik, welches freilich nicht den feinen Spott und die geistreiche Tournüre des politischen französischen ancien régime hatte. Allein auch auf der Seite ist Herr Lewald schlecht beschlagen. Weil er keine Gesinnung hat, darum besitzt er noch nicht Esprit und Gewandtheit. Im Gegentheil, Lewald ist ein so entnervter Gegner, daß es ungroßmüthig wäre, von allen Waffen Gebrauch zu machen, die man gegen ihn besitzt, und doch wird er mich wahrscheinlich oft noch zwingen, auf ihn zurückzukommen! Um ihn daher in den Stand zu setzen, eine ordentliche Polemik mit gleichen Waffen durchzufechten, erachte ich es für

nöthig, ihn durch einige Lektionen in der journalistischen Kunst etwas vorzubereiten. Möge seine Herrlichkeit es nicht mißdeuten, daß ein um zwanzig Jahre jüngerer Schriftsteller ihm, dem bemoosten, mit so vielen Wassern und Delen gewaschenen Haupt, Unterricht zu ertheilen sich herausnimmt. Allein möge er bedenken, daß der Thron älterer Schöngeister nicht sicherer vor dem Sturze ist als der Thron der älteren Bourbonen. Herr Lewald, der in der Kochkunst eben so große Kenntnisse hat wie Ludwig XVI., hat auch den bourbonischen Fehler mit ihm gemein, Nichts gelernt und Nichts vergessen zu haben, (was eins ins andere gerechnet ein sehr kleines Facit bildet). Da nun aber Herr Lewald mit dem neuen Europa eine jüngere Januardynastie bilden will, so wird ihm der Unterricht eines jüngeren Schriftstellers, der seine journalistischen Studien durch mehrere Jahre theils in Paris, theils in Brüssel gemacht hat, dabei sehr zu Gute kommen.

Zuerst muß ich Ihnen bemerken, Herr L., daß der Kunstgriff ganz veraltet ist, von einem Journal, welches uns angreift, zu sagen: „wir haben es nicht zu Gesichte bekommen,“ „es ist nirgends zu finden,“ „blos ein Freund hat uns davon geschrieben“ u. s. w. — Das ist seit der Arche Noa's so oft da gewesen! Auch darf ein Journalist nur solche Lügen sagen, auf die man ihm nicht kommt. Mit welchem Gesichte wollen Sie aber vor die Hunderte von Personen hintreten, welche das Carlsruher Casino besuchen, wo die Grenzboten seit langer Zeit aufliegen? Sie sagen ferner, Sie lesen die Grenzboten nicht. Dies ist ein sehr unkluges Bekenntniß; Sie geben dadurch Ihrem Gegner eine ungeheure Blöße. Geben Sie Acht, wie ich dies sogleich gegen Sie benutzen werde: „Wie? Ist Herr Lewald ein ahnenreicher Aristokrat, ein großer Poet, ein von der Wissenschaft absorbirter Gelehrte, daß er keine Journale lieft? Herr Lewald muß die Grenzboten, ja noch viel schlechtere Blätter muß er lesen, denn es ist sein Handwerk. Tausende von ersten, vielbeschäftigten Männern sitzen bis spät in die Nacht in Casinos und Lesezimmern, um den Discussionen der Tagesfragen in den großen und kleinen Blättern zu folgen und Herr Lewald ignorirt vornehm die Journalistik, er lieft nicht, lernt Nichts, er ist sich selbst genug. Ist's ein Wunder, wenn ein solcher Schriftsteller dann in seinem Krämergeist versumpft, da er alle Anregung der Zeit egoistisch, müßiggängerisch von sich hält?“

So unjournalistisch und schlecht angewendet die affectirte Vornehmheit in Ihrem Pensum war, so muß ich Ihnen dagegen viele Lobsprüche ertheilen für die sehr geschickte Art, womit Sie des Umstands Erwähnung thun, daß ich (vor sechs Jahren — das verschweigen Sie sehr richtig) beim österreichischen Gesandten in Stuttgart zu Tische geladen war. Das verdächtigt, unterminirt, erweckt Muthmaßungen gefährlicher Art — bravo Basilio. Fahren Sie fort auf diesem Wege, es zeigt von Talent, von sehr ausgebildeter Verleumdungskunst. Es

war ganz geschickt, daß Sie die Nebenumstände verschwiegen. Hätten Sie erzählt, daß einige Tage nach Aufführung meines Dramas in Stuttgart (nachdem ich ein Jahr dort lebte) der gegenwärtige Theaterintendant, Herr von Taubenheim, mir sagte, der österreichische Gesandte habe erfahren, der Verfasser sei ein Oesterreicher und den Wunsch geäußert, Herr von Taubenheim möge ihm denselben vorstellen, so würde die erwähnte Tisch Einladung allen verdächtigen Beigeschmack verloren haben. Auf einen Fehltritt muß ich Sie jedoch aufmerksam machen. Es gibt eine journalistische Regel, die heißt: Nicht Feder darf Jedes sagen. Um gewisse Dinge vorzubringen, muß man einen reinen Charakter und vor Allem Charakter haben. Wer Ihren Ruf hat, muß vorsichtiger sein. Ihre Geschichte vom österreichischen Gesandten hätte aus einer liberalen Feder ganz natürlich geklungen, so aber fragt sich Jedermann: Wie kommt der Lewald dazu, einen solchen Vorwurf zu machen? Sie vergaßen, daß Herr Willkomm einen Brief publiciren ließ, worin Sie ihm schreiben: Ihr sehr interessantes Bruchstück konnte nur deshalb (in der Europa) keine Aufnahme finden, weil wir in Oesterreich über tausend Abonnenten (im Vorbeigehen gesagt, eine Lewaldsche Aufschneiderei) haben; eine respectable Zahl, für die man etwas thun muß! Und Sie, Sie haben die Etienne, auf mich eine grinsende Hindeutung zu machen? Auf mich, der, obschon meine Familie in Oesterreich lebt, doch sich nicht abhalten läßt, nach Kräften die Krebschäden zu beleuchten, welche den Fortschritt und die Entwicklung meines Vaterlandes hindern. Die Grenzboten haben in letzterer Zeit in Oesterreich ein schärferes Verbot erhalten, — während Ihre Europa die Ehre des „transeat“ genießt. — Sehen Sie, indem Sie mich verdächtigen wollen, ziehen Sie die Aufmerksamkeit zu Ihrem Nachtheile auf sich selbst und Sie haben da nicht nur einen schlechten, sondern, was in Ihren Augen viel ärger ist, einen dummen Streich gemacht. — Ganz unjournalistisch ist der Spott, daß die Grenzboten ihren Herausgeber von sonstigen literarischen Productionen abziehen; Sie allerdings, der Sie Ihr Blatt mit Rosenöl und französischem Abfall füllen, der in der Literatur nur den Erwerb sieht, können nicht begreifen, was der Journalismus, der ehrliche, wirkenseifrige Journalismus an Schmerzen und Freuden, an Liebe und Haß aufzehrt. O glauben Sie mir, der Journalismus hat auch seine Poesie, wie er seine Hölle hat. Wer wie Armand Carrel, wie Paul Louis Courier schreiben könnte, gäbe das Gewässer aller Ihrer gesammelten Schriften für eine solche Feuerzeile. Sehen Sie nur um sich, Herr Lewald, sehen Sie die große Zahl besserer deutscher Männer, die mit seelentreuer Ueberzeugung der Tagespresse dienen, und Sie werden gewiß Nachsicht mit mir und Andern haben, daß wir es vorziehen, dem Streben ihrer „unproductiven“ mannhaften Thätigkeit uns anzuschließen, als Ihrer müßigen und unnützen Fruchtbarkeit. Die Bücher

machen es nicht allein! Oder glauben Sie, daß nicht auch andere Schriftsteller, die jahrelang für ihr eigenes Blatt und für andere Blätter thätig waren, ihre zerstreuten Aufsätze in drei, vier Bänden sammeln und dann unter dem süßen Titel „Aquarellen“ herausgeben könnten? Sie allerdings sind über derlei scheue Zurückhaltung hinaus. Dafür aber sind Sie auch „der große Kaufmann im Süden“, der Cockeril, dessen Fabriken Alles erzeugen; Sie sind die „Seehandlung“ unserer Literatur, die mit Allem Handel treibt. Welchen Artikel führen Sie denn nicht?

Nun segne Gott Ihren Handel, er vermehre sich und gedeihe! Glauben Sie mir, Sie haben keine Neider zu befürchten. Geben Sie zu Ihrem Europa noch ein Asien heraus. Der Kaufmann verbindet ja mit einem Federstriche zwei Welttheile! Aber treiben Sie Ihr Geschäft in dem neuen Europa geschickter; loyaler kann ich Ihnen nicht zumuthen *).

Herr Lewald mag zu vornehm sein, sich gegen Angriffe auf seine journalistische Wirksamkeit zu vertheidigen; wir sind es nicht, wir sind stets bereit, dem Publicum Rechenschaft zu geben. Dem Publikum, nicht Herrn Lewald, mögen auch die folgenden Aufschlüsse über die Grenzboten gelten.

Die Grenzboten wurden im Jahre 1841 in Brüssel gegründet. Es war dies zu einer Zeit, wo die deutschen Journale keineswegs die belgische Sprach- und Nationalfrage aus dem gesunden Gesichtspunkte betrachteten, wie heute, und Belgien überhaupt sehr über die Achsel ansahen. Die Grenzboten haben nicht den Dünkel, einen großen Erfolg in dieser Beziehung erstrebt zu haben; manche Anregung jedoch dürfen sie sich zuschreiben. Fast alle politischen Journale Deutschlands brachten Auszüge aus unsern Artikeln oder druckten sie ganz nach. Daß die Idee, welche wir damals mit Eifer vertraten, keine chimärische war, hat sich durch den Vertrag zwischen dem Zollverein und Belgien klar herausgestellt. Allein je mehr die deutsche Tagespresse den belgischen Fragen ihre Aufmerksamkeit schenkte, um so überflüssiger wurde es, ihnen ein eigenes Blatt ganz zu widmen. Dies, so wie die Censur- und Communicationschwierigkeiten, mit welchen die Grenzboten gleich vom Anfang an zu kämpfen hatten, veranlaßten die Redaction, sie nach Leipzig zu verlegen. Mit dieser Uebersiedlung trat

*) Herr Lewald hat es nicht gern, wenn deutsche Schriftsteller reisen; er fürchtet, sie kommen ihm dann auf die Spur, wie er seine Bücher fabrizirt. Ein Beispiel. In Mailand kaufte ich bei Zender und Schäfer Lewald's Handbuch über Italien und freute mich recht über dessen praktische Brauchbarkeit. Später kaufte ich in Rom ein anderes Handbuch *l'Italie comfortable* par Valéry. Und siehe da, ich hatte eine und dieselbe Geschichte zweimal. Lewald hat den Valéry Wort für Wort übersetzt, ohne mit einem Sterbenswörtchen den wahren Autor zu verrathen.

das Blatt in eine neue Phase; sein Gesichtspunkt erweiterte sich, aber die nationale Grundfarbe blieb auch ferner sein Hauptelement. Leipzig ist ein glücklicher Kreuzweg für deutsche Journalistik. Dresden und Berlin als Nachbarstädte, Oesterreich durch die Eisenbahnen immer näher gerückt, nach Mitteldeutschland und dem Rhein in einigen dreißig Stunden correspondirend, erhält es die Nachrichten aus den entgegengesetzten Enden fast zu gleicher Zeit. Und doch paralysirt dieser große Vortheil doch keineswegs die Erbkrankheit der deutschen Presse, den Mangel an einem Centralpunkt wie London und Paris. Nur einigen wenigen Zeitungen gelang es durch große Mittel, diesen Mangel theilweise — nicht ganz! — zu heben, indem sie namhafte Schriftsteller an den entgegengesetzten Orten durch große Honorare veranlassen, ihnen Zusendungen zu machen; der größte Theil unserer Tagespresse aber, der keine solche Opfer bringen kann, muß sich mit dem begnügen, was ihm an localen Kräften zu Gebote steht oder was der Zufall, die Parteileidenschaft oder der Dilettantismus ihm aus der Ferne zuwirft. Durch solche wahllose Beiträge sind namentlich die Zeitschriften versumpft. Denn in der That, was soll den Schriftsteller von Bedeutung verlocken, seine Thätigkeit einem Blatte zuzuwenden, das, abgesehen von allem pecuniären Sporn, ihn nicht einmal durch seine Nähe zur Mitwirkung reizt. Dazu gibt es noch eine Art von Mitarbeitern, die keine Schriftsteller von Profession, einem Journale aber oft wichtiger sind als diese, ich meine die Männer der Praxis, der Administration, die oft angeregt sind, über ihr Fach Mittheilungen zu machen, wenn sie der Person des Redacteurs vertrauen können und vor Indiscretionen sich gesichert wissen. Derlei Männer wagen es fast nie, in die Fremde an unbekannte Redactionen zu schreiben und thun sie es, so geschieht es anonym und die Redaction, die keine Garantie für die Wahrheit hat, ist dann genöthigt, die Einsendung unbenutzt zu lassen.

Die Grenzboten, um nicht in das Schicksal der Europa und ähnlicher Zeitschriften zu verfallen, haben einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Der Redacteur dieser Blätter hat den Versuch gemacht, dieselben abwechselnd aus verschiedenen großen Städten zu redigiren. Ohne zu warten, was der Zufall ihm aus Wien, aus Berlin u. s. w. bringen wird, hat er sich selbst dahin begeben, um sein Blatt während einiger Monate im Jahre von dort aus zu leiten. Er hat seinen eigenen Correspondenten gemacht, wo ihm ein solcher fehlte, bis er sich die Mitwirkung solcher Männer errungen, die seine Gesinnung theilen und für sein Blatt sich interessiren. Was an Briefen und Beiträgen in Leipzig für die Grenzboten einläuft, wird ihm durch die Post nachgeschickt, und letztere nehmen dann ihren Weg wieder dorthin zurück. Die Rubrik „Notizen“ schreibt größtentheils unser geistvoller Mitarbeiter, Herr J. Kaufmann, und die Leser werden wahrscheinlich diese

kleinen, aber scharf geschriebenen Aphorismen für keine unnütze Verzierung dieser Blätter halten. Bis hierher war dieser kleine Artikel geschrieben, als mir die zweite Entgegnung des Herrn Lewald zu Gesicht kam. Wahrscheinlich hat man ihn darauf aufmerksam gemacht, daß sein „Kurandaspiegel“ keine Widerlegung und vor Allem keine würdige Antwort sei. Indem er nun das Versäumte nachholen will, verfällt er bald wieder in den erwähnten Fischweiberstyl, worin ich ihm gern das Feld räume, bald in einen Ton weinerlicher Demuth, der eben so widerlich ist wie seine sonstige Anmaßung. Er möchte den unschuldig Verfolgten spielen, er möchte das Publicum rühren. Es ist aber wahrlich kein Muthwille gewesen, was mich zwang, das unwürdige Treiben seines Blattes zu enthüllen; es gibt eine Art journalistisches Fatum, dem man, ohne der Feigheit beschuldigt zu werden, nicht ausweichen darf. Lewald's Tactik im letzten Jahrgang seines Blattes war der Art, daß ich mich moralisch genöthigt sah, ein Wort über ihn zu sprechen. Künftig wird auch dieser Zwang keine Kraft mehr haben und ich werde mich bemühen, dem Beispiel des ehrenhaften Redacteurs des Stuttgarter „Morgenblattes“ zu folgen, der vor zwei Jahren eben so ein Gegenstand der Lewald'schen Personalangriffe war, wie diesmal der Unterzeichnete. Auch jetzt will Herr Lewald die Grenzboten nur zufällig „durch Vermittlung eines Freundes“ gelesen haben, während doch jenes Heft (Nr. 1) als Probeblatt in 2500 Exemplaren an alle deutschen Buchhandlungen verschickt wurde. Herr Lewald behauptet, er habe mir vor sechs Jahren, da ich das erstemal aus Oesterreich kam, mehrere Artikel als unbrauchbar zurückgestellt, ist aber so naiv, den Commentar dazu selbst zu geben, indem er bemerkt, das Cotta'sche Morgenblatt (zu dessen thätigsten Mitarbeitern ich vor Begründung der Grenzboten gehörte) habe diese unbrauchbaren Arbeiten aufgenommen. Noch rührender ist seine Besorgniß um meine weitere literarische Ausbildung; ich soll fleißiger an größeren Werken arbeiten, verlangt er. Herr Lewald wird hoffentlich nicht fordern, daß ein Schriftsteller, der gewissermaßen noch am Anfang seiner Laufbahn steht, gleich zwanzig Bände bei ihm einreichen soll pro venia redigendi. Indes zu seiner Beruhigung mag es dienen, daß grade in den nächsten Wochen ein Beweis von der außerjournalistischen Thätigkeit des Unterzeichneten die Presse verlassen wird. Herr Lewald kann sogar ein Recensionsexemplar bekommen und sich rächen *).

J. Kuranda.

*) Dem Wiener Correspondenten der Europa kann ich abermals bloß eine Note widmen. Vielleicht ist schon dies eine Raumverschwendung. Denn wir sind eigentlich nicht dazu da, daß solche Federn sich an uns abschleifen und schreiben lernen. Hoffentlich haben unsere Leser die brillante Polemik dieses höchst würdevollen Mannes in der Europa nicht überschlagen und ich brauche ihrem Urtheil nicht vorzugreifen. Nur auf drei Punkte darin will ich auf-

merksam machen, die Herr Levald, als Redacteur, hätte corrigiren können. Dieser Wiener scheint den Begriff: „moralische Ueberzeugung“ noch nicht zu kennen und für gleichbedeutend mit Moralität zu halten; denn er verwundert sich mit drei, vier Ausrufungszeichen darüber und begreift nicht, daß es eine Verleumdung ist, wenn man das Ergebnis seiner moralischen Ueberzeugung wie eine Thatsache ausspricht, um Jemand anzuklagen. Zweitens will er von Herrn Rant's Benehmen gar nichts Schlechtes gesagt haben, wohl aber, wie er selbst gesteht, Etwas, was „die Liberalen (notabene, auch ihn) schmerzlich berührte“! Drittens will er Das, was auf der Prager Polizei zwischen vier Wänden im Verhörzimmer vorging, weder sich selbst construiert, noch von Mitwissern der Polizei gehört haben, dennoch aber aus guter Quelle wissen. Denn der Wiener Corr. berief sich sogar in seiner ersten Entgegnung auf Documente. Welches sind nun diese Documente? Man höre! Liberale Leute in Wien haben es ihm erzählt! — Wenn diese Liberalen aber nicht Beisitzer beim Prager Verhör waren, wer hatte es ihnen gesagt? Vielleicht wieder ein Paar „liberale Leute.“ Und diesen? Vielleicht wieder ein Liberaler oder Serviler u. s. w. Also was man in Wien von ein Paar Liberalen über das Benehmen eines jungen Schriftstellers im Gefängnisse erzählen hört, das schreibt man gleich nach Karlsruhe in die Europa und bleibt dabei ein solider, würdevoller, ehrenwerther Mann; wir aber, die wir ein so leichtsinniges oder (was noch schlimmer wäre) besonnenes Umspringen mit dem guten Ruf eines jungen Autors rügen, wir sind natürlich die Kläfscher, die Denuncianten, das Gezücht u. s. w. u. s. w.!

Weil wir ihn fragten, ob er mit der Polizei so „vertraut“ sei, weil wir ihm vorwarfen, daß er sich zum Organ eines „Vertraut. ngewaschen“ mache, sollen wir ihn denunciirt hab. n. Seht nur, wie empfindlich der Würdige ist, der selbst so unempfindlich mit der Ehre Josef Rant's umgegangen. Wie könnte übrigens von der Denunciation eines wohlweislich obscur Bleibenden die Rede sein? Wir wissen freilich, daß ein österreichischer Corresp. für ein auswärtiges Blatt sich nicht gut öffentlich nennen kann; ein Solcher wisse aber auch, daß er über manche Angelegenheiten, zufolge seiner Stellung, nicht competent ist; sondern er schweigt hübsch fein von Dingen, die eine öffentliche und persönliche Verantwortung so nöthig machen. Sonst dürfte jeder Corresp. aus Oesterreich, von den dortigen Censurgesetzen blos Vortheil ziehend, dem ersten Besten die Ehre abschneiden und sich dann hinter den Umstand flüchten, man dürfe ihn nicht um seinen Namen fragen, um seine theuere Ruhe nicht zu gefährden. Ueberdies gibt es ja Mittel, sich persönlich unter vier oder acht Augen mit einander bekannt zu machen. Kurz nachdem die Grenzboten die erwähnte Rüge (wegen Rant) gebracht hatten, befand ich mich in Wien. Eine dritte Person, Dr. — n —, kam zu mir und verlanate im Namen des Anonymen einen Widerruf mit der Drohung, daß der Corresp. mich sonst persönlich zur Rechenschaft ziehen werde. Ich verweigerte natürlich den Widerruf, mit der Bemerkung, daß ich keine Behauptung meines Blattes zurücknehme, ehe mir die Beweise von ihrer Unrichtigkeit geliefert würden. Was die persönliche Rechenschaft betreffe, so wollte ich drei Tage in meiner Wohnung bis 1 Uhr den Unbekannten oder seinen Freund erwarten. Zwei Herrn, die ich nöthigenfalls nennen kann, (Dr. med. P. und Prof. C. . .), waren Zeugen dieser Erklärung. Ich wartete drei Tage, ich wartete einen Monat. Vergebens. Jetzt ruft mir der Ehrenmann auf dem etwas weiten Umweg über Karlsruhe nach, ich sei ein Verleumder zc., wenn ich ihm nicht Ehrens-erklärung gäbe. Er hätte sie näher haben können.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.